

Johannes Brahms Beziehungen zu der Schweiz [Schluss]

Autor(en): **G.v.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wangen. „Du solltest dich ein wenig ausruhen, Robert. Den ganzen Tag hast du heute kaum von der Arbeit aufgeblickt.“

Fast unwirsch entfuhr es Schumann: „Nicht Ruhen! Arbeiten! Nicht aufhören! Ich habe noch viel zu tun in meinem Leben. Unsere Zeit ist schwach; ich will Wege ebnen für eine stärkere.“

Klara ging mit, als sich der Kranke zur Tür wandte.

Aufs tiefste erschüttert stand Johannes allein im Zimmer und konnte sich nicht von der Stelle rühren. Ein Bersten, Brechen, Splintern war um ihn. Seine Zähne schlugen aufeinander. Die grauenhafte Gewißheit dessen, was er bisher nicht zu ahnen gewagt hatte, würgte in seiner Kehle. So sollte dieser Geist hingehen? Nein! Nicht so! Nicht so!

Klara kam zurück. „Johannes“, sagte sie und es klang wie ein leiser, aufrichtender Vorwurf. „Auch das wird vorübergehen. Er wird gesund werden.“

Wie? fuhr es dem Blonden da durch den Sinn: Sie tröstet mich? Auch mich muß sie trösten, die am meisten des Trostes bedarf? Er richtete sich auf. „Sie haben recht, Sie gütige, starke Frau; er wird genesen. Er muß es.“ Nun suchte er nach Worten eines anderen Themas, aber er fand keinen Uebergang.

Da hörte er: „Sie haben Noten bei sich. Etwas Neues?“

„Ja; ein Finale ist heute fertig geworden.“

„Sehen Sie sich, Johannes; spielen Sie mir vor.“

„Das Finale?“

Klara stockte. „Nein, nicht das Finale, kein Finale, auch kein Adagio; ein Allegro oder ein Scherzo.“

Johannes legte das Scherzo auf. Aber die Töne wollten nicht recht passen zu dem grauen Herbstregen, der draußen an die Fenster schlug, zu den herbstgrauen Gedanken, die sich trotz allen Bemühens nicht verjagen ließen.

Sein Auge traf Klara. Bleich das Gesicht, aber tapfer, mutigen Ausharrens voll, die großen dunklen Augen. Ein Bild leidvoller Stärke, sieghaften Glaubens.

Welche Größe in diesem Leid! Welche eine unvergleichliche Frau! Johannes spielte, und seine Gedanken irrten dabei wild durcheinander. Schumann, der Große, Edle! Die Davidsbündler. Sterbende Romantik. Diese Klänge und Harmonien! Nicht so! Nicht so! Und Klara, die Leidgeprüfte ...

„Frau Klara ... Sie dürfen nicht ...“

Wo waren die Worte hergekommen? Hatte er selbst sie gesprochen? Die Noten verschwammen auf dem Papier, tanzten einen wirren Irrlichtreigen.

Da brach Johannes mitten im Spiel ab und rannte hinaus.

*

In Robert Schumanns Befinden war Besserung eingetreten; er begleitete Klara auf einer Konzertreise nach Holland.

Johannes sah im Zuge nach Hannover. Schätze trug er bei sich; die Freundschaft Schumanns, seine glühende Verehrung Klaras, den Ritterschlag der Kunst. Übermals wie oft schon — griff er in die Rocktasche und zog die letzte Nummer der in Leipzig erscheinenden „Neuen Zeitschrift für Musik“ hervor. Wieder las er: Er ist gekommen! Ein junges Blut, an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten. Am Klavier sitzend, fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Er heißt Johannes Brahms ...

So und mehr schrieb Robert Schumann, der nach jahrelanger Pause noch einmal den Federhalter für die Zeitschrift ergriffen hatte, in Worten höchsten Lobes über den jungen Hamburger.

Immer wieder, wenn Johannes diesen Artikel las, bemächtigte sich seiner eine geheime Angst. War das nicht zu viel? Konnte er das, was man nun voraussetzend von ihm erwartete, wirklich erfüllen? Auch hier rüttelte seine Be-

scheidenheit, die Schumann ebenfalls lobend erwähnt hatte, an den Grundfesten seines Selbstbewußtseins. Doch — war ihm nicht schon viel gelungen? Vieles, was er vor Jahren noch nicht zu erhoffen gewagt hatte? Damals! Als seine Holzpantoffeln noch durch die armseligen Gassen Hamburgs klapperten und er, erste musikalische Wunderwelten vernehmend, dem brummenden Kontrabaß des Vaters zuhörte, des städtischen Orchestermusikers. Aber die väterliche Auffassung von der Musik war zu primitiv, als daß sie dem durstigen Geiste des Kindes hätte genügen können. Antwortete doch Vater Brahms einmal dem Kapellmeister, der sein unreines Spiel rügte: „Herr Kapellmeister, ein reinen Ton up dem Runterbaß is en puren Taufall.“ Da konnte das emsige Studium bei Otto Cossel mehr bieten und das bei dem bedeutenden Hamburger Tonmeister Eduard Marxens sogar Vollendetes. Dann das aufreibende Musizieren in qualmigen Matrosenkneipen. Geld verdienen! Als heiß begehrte Abwechslung nur Bücher, Jean Paul und E. Th. A. Hoffmann vor allem. Und endlich der erste Weg in die Welt; mit dem ungarischen Geiger Komenni von Stadt zu Stadt, Konzerte gebend. Als Glanzpunkt Weimar, die erste Bekanntschaft mit einem Tongott: Franz Liszt.

Dann Düsseldorf.

Johannes legte den Kopf zurück und schloß die Augen. Die rechte Hand lag auf der Brust, wo in der Rocktasche die „Neue Zeitschrift“ saß. Ein glückliches Lächeln legte sich auf seine Lippen. Robert Schumann, du großer Künstler, du edler Freund und Helfer! Und ganz dunkel, im Halbschlaf, ins monotone Rädergerassel hinein: Klara! Domina!

Hannover! Johannes stand im Gewühl der Aufsteigenden auf dem Perron und hielt vergeblich Ausschau nach Josef Joachim. Aber natürlich mußte er hier sein. Und so zog er kurzerhand die mitgeführte Trompete aus dem Futteral und ließ, unbekümmert der verständnislosen Passanten, einige weithin schallende Töne rufen. Das half. Mit langen Schritten kam der dunkelhaarige, etwas herausfordernd gekleidete Geiger herbei. „Ich sage dir, Johannes, das G auf deiner Blechblase klingt schauderhaft; geh hin und tausche sie gegen einen anständigen Flügel um.“ Er wandte sich halb ab und blinzelte — wie immer! dachte der Angekommene — einem hübschen, adretten Mädchen zu. „Also los! Willkommen bei uns! Auf zu neuen Taten! Schumanns Artikel in der „Neuen“ habe ich gelesen. Die Bahn ist frei, Johannes Brahms kann marschieren. Voila! Ich schreite mit meiner Stradivari als Herold voran: Weg frei für Johannes Brahms!“

Die beiden schritten auf einen wartenden Wagen zu. „Wie geht's bei Schumanns?“ erkundigte sich Joachim.

„Er kränkelte. Es war viel Sorge um ihn. Doch es hat sich in den letzten Tagen gebessert. Jetzt sind sie beide auf einer Konzertreise nach Holland.“

„Und Klara? Unsere Domina?“

„Oh, Klara!“ Ein Leuchten trat in Johannes Augen, das sein ganzes Gesicht überstrahlte. „Weißt du, Josef, eine Frau wie Klara Schumann gibt es nur einmal in der Welt.“

(Schluß folgt.)

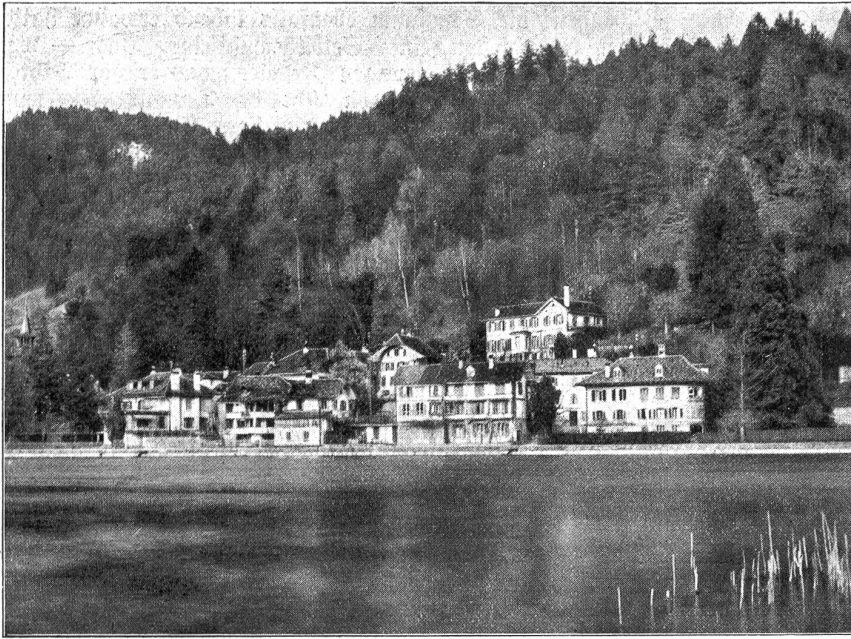
Johannes Brahms Beziehungen zu der Schweiz.

(Schluss.)

Einige chronologische Notizen.

Und nun folgen die drei Thuner Sommer der Jahre 1886—1888.

1886. Fast gegenüber dem Häuschen, das Heinrich Kleiß bewohnt hatte, aber am andern Ufer, mietete sich Brahms bei dem Kaufmann Spring ein. Alle Zimmer



Die fünf Häuser in Hofstetten bei Thun, welche der Strassenkorrektur weichen mussten. Im äussersten Hause rechts wohnte Brahms 1866—1888.

des ersten Stodes brauchte er für sich allein; denn er wollte schaffen, und er schuf immer im Gehen, und wenn es draussen nebelte und regnete durfte die Arbeit nicht ruhn; dann wanderte Brahms eben von einem Ende der Wohnung bis an ihr anderes Ende. Eine große Wohnung! Das war beinahe der einzige Luxus, den er brauchte. In den Zimmern sollten nur die notwendigsten Möbel stehen, keine Polster, keine Kissen; ersetzte er doch selbst die Federkissen seines Bettes durch ein kleines hartes Sofakissen. Brahms behagte diese Wohnung! Am Morgen, in aller Herrgottsfrühe, marschierte er „des Gottes voll“ durch die herrliche Landschaft; es mag in der Umgebung Thuns nicht manches Beglein geben, auf dem nicht irgend einmal am Morgen schon bald nach vier oder fünf Uhr Brahms selig dahingepilgert wäre.

So entstand unter anderen Werken die „Thuner Sonate“, Sonate in A-Dur für Violine und Klavier, Opus 100. Widmann hat ein Gedicht darüber geschrieben. Widmann kam in diesen Sommermonaten Brahms sehr nahe. Am Samstag kam Brahms meistens nach Bern, um den Sonntag im Widmannschen Familienkreis zu verleben, den er oft erst am Dienstag oder Mittwoch wieder verließ. Freilich, für die Gastgeber waren es keine Ruhetage; Brahms war geistig und körperlich unermüdet und verlangte dasselbe von seiner Umgebung. Widmann sagt: „gern raffte man sich auf, da man für jede Anstrengung sich durch den Gedanken belohnt fand, das Glück des Umganges eines wahrhaft großen, und doch in diesem bescheidenen Familienkreise sich wohl fühlenden Mannes zu genießen. Brahms war immer vortrefflicher Laune.“ Widmann war auch Brahms' „Leihbibliothek“: „Er hatte eine lederne Tasche umgehängt, die einer mit Steinen gefüllten Tasche eines wandernden Mineralogen glich, die aber hauptsächlich nur die Bücher enthielt, die ich ihm das vorige Mal geliehen hatte, und die er zurückbrachte, um sie gegen andere einzutauschen. Bei schlechtem Wetter hing ihm ein alter, braungrauer Plaid, der auf der Brust von einer ungeheuren Nadel zusammengehalten wurde, um die Schultern und vervollständigte die seltsame, unmodische Erscheinung, der alle Leute erstaunt nachblicken, und die mich manchmal an eine gewisse Illustration in einer älteren Ausgabe von Chamisso's „Peter Schlemihl“ erinnerte.“

Brahms verschmähte es nicht, das Theater auf dem Schänzli zu besuchen; Widmanns Stieftochter erzählt: „Wir waren zweimal mit ihm im Sommertheater auf dem Schänzli, wo er, höchst vergnügt, zuhörte; während der „Fledermaus“ sagte er öfter zu mir: „Das sollten Sie in Wien hören!“ Als wir hie und da bei den lustigen Walzern die Füße nicht still halten konnten, sagte er: „Bartet nur, ich will euch einmal Walzer spielen!“ Und acht Tage nachher, am Sonntag Abend, als wir alle bei meinen Eltern mit Hegar von Zürich und Munzinger (Bern) waren, da faßte ich mir ein Herz und erinnerte ihn an sein Versprechen. Lächelnd sagte er: „Zuerst wollen wir mal was Ernsthaftes spielen für die Musikdirektoren, nachher müssen die 'naus, dann spiel ich euch Tänze.“ Und er fing an und spielte ganz gewaltig, aus dem Kopfe natürlich, und, wie immer, dazu summend und brummend, so daß der Flügel und das Zimmer und das Haus dröhnten: die Paganini-Variationen und ein Schubertsches Streichquartett, dann eine prachtvolle Toccata und Fuge von Bach, man glaubte, die Orgel

brausen zu hören. Zuletzt fragte er: „Wollen Sie noch einen kleinen Bach?“ und als Hegar rief: „Lieber einen großen!“, ließ er noch eine Bachsche Fuge folgen. Nachher versuchte er die Musikdirektoren hinauszubugieren. Sie ließen sich aber nicht wegbringen und waren gerade so entzückt wie wir von den herrlichen Straußschen Walzern.“

Brahms spielte sogar gerne mit bei den „petits cheveux“, jedoch nur mit dem niedrigsten Einsatz und ohne je zu gewinnen.

Oft auch trafen Widmanns in Thun mit dem Freunde zusammen, um mit ihm Fuktouren zu unternehmen, nach Mürren, an den Deschinensee. Brahms wurden die steilen Aufstiege oft sauer, umso lustiger und flinker „rollte“ er dann bergab. Einmal bezwang er sogar den Riesen, dessen Gipfel damals nur zu Fuß erreicht werden konnte. Das war für Brahms, bei seiner „unshlanken Linie“ beinahe ein Abenteuer. Immerhin, als er mit seinem Vorführer, Landgerichtsrat Thomsen, am Abend im bestellten Wägelchen von Spiez nach Thun fuhr, freute er sich der überwundenen Strapazen, und sprach von dieser Riesenbesteigung als von einer Siegestour.

Im September reiste Hermine Spies, die berühmte Brahms-Sängerin durch die Schweiz und kehrte in Thun ein. Brahms kündigt ihren Besuch bei Widmann an: „Wenn nicht eher, so denke ich wahrscheinlich Mittwoch Nachmittag mit „Spieken“ und Stangen zu kommen!“ Das gab ein herrlich Musizieren. Die herrlichsten Lieder erklangen, und dazwischen spielte Brahms seinen Liebling — Bach.

1887. Im Mai traf Brahms wieder in Thun ein. Und wieder gab es einen regen Verkehr zwischen Bern und Thun. Von einem Ausflug nach Mürren erzählt Widmann: „Als wir damals nach Gimmelwald hinabstiegen, und die Majestät der gegenüberliegenden tief verschneiten Riesen des Hochgebirges auch mich so überwältigte, daß ich den Gedanken aussprach, wie unmöglich es doch sei, diese Herrlichkeit im menschlichen Gemüt bleibend festzuhalten und etwa durch Poesie und Kunst völlig wiederzugeben, blieb er stehen, sah mich mit lachenden Augen an und rief: „Sie sind schon der größte Mensch, der mir jemals vorgekommen. Jeder andere, der mit mir solche Alpen Spaziergänge ausführte, würde irgendeinmal ein artiges Wort anbringen, zum Beispiel! das ist ganz wie in Ihrer dritten Symphonie, oder so etwas. Aber von Ihnen hört man nie etwas der-

gleichen.“ Und dazu packte er mich an der Schulter, schützelte mich und lachte in herzlicher Vergnügtheit. Ein Weilchen nachher, als wir auf einem Hügel bei Stedelberg ausruhten, meinte er, listig drein schauend: „Wir gefallen mir! Na! Kann man vielleicht so nicht sagen, Sie deutscher Stilist? Sie haben's vielleicht noch nie so gehört. Aber besinnen Sie sich nur, es ist ganz korrekt.“ Und fröhlich wiederholte er: „Wir gefallen mir!“ Als Brahms im September Bern verließ, war er am Morgen seiner Abreise noch Zeuge der glücklichen Heimkehr von Widmanns Hund Argos, den derselbe drei Tage vorher auf dem Grindelwaldner Eismeer hatte zurücklassen müssen. Beruhigt konnte Brahms die Heimreise antreten, in seiner Mappe brachte er das Doppellkonzert für Violine und Cello mit heim (Opus 102) und die Zigeunerlieder. (Opus 103.)

1888 unternahm Brahms und Widmann gemeinsam eine Italienreise; nach der Rückkehr in die Schweiz bezog Brahms zum dritten Male sein Thuner Quartier. Dieser Sommer gestaltete sich ähnlich wie die vorhergehenden. Einmal traf er mit der Witwe seines ehemaligen Verlegers Rieter zusammen; ein lieber Thuner Kamerad wurde ihm der Dichter Klaus Groth, der damals im „Freien Hof“ logierte. Als dieser einmal gern eine kleine Bergtour unternommen hätte, beschwor ihn Brahms, ja nicht den „lieblichen“ Niesen zu besteigen.

Einmal drohte die Freundschaft mit Widmann an politischen Tagesfragen zu zerbrechen; G. Keller wurde angerufen, er möchte zwischen dem Republikaner und dem Monarchisten als Schiedsrichter fungieren. Zum Glück fanden sich die Männer wieder.

Hermine Spies kam auch wieder in Bern „vorbei“ und sie sang die ganze „Dichterliebe“ nacheinander. Bald nach ihrer Abreise verließ auch Brahms die Schweiz, und schied für immer. Reiche musikalische Ernte nahm er mit: Die dritte Violinsonate, Bülow gewidmet; fünf Chorgesänge Opus 104; Lieder, Opus 105—107; und die Fest- und Gedeksprüche. Opus 109.

In den nächsten Jahren kam Brahms nicht mehr in die Schweiz; er traf mit Widmann in Baden-Baden zusammen und in Italien. Seinen 60. Geburtstag verbrachte er in Neapel sogar am Bette seines Freundes, der sich den Fuß geknickt hatte.

1895 wurde in Zürich die neue Tonhalle eingeweiht. Da schien es den Veranstaltern des Festes, keiner gehöre so unbedingt dazu wie Johannes Brahms. Er kam. Stolz tauschten die Klänge des Triumphliedes durch den neuen Saal! Freude und Fröhlichkeit erfüllte den Gast, beseligte die Gastgeber. Brahms war der Fröhlichste von allen und schien ewig jung bleiben zu wollen. Doch den Freunden wollte seine bräunliche Gesichtsfarbe nicht gefallen, aber sie durften ihre Beforgnis nicht laut werden lassen, sie ließen sie nur stimulierend wirken, dem Meister zu liebe zu tun, was nur möglich war.

1897. Am 3. April kam auch zu seinen Schweizer-Berehrern und Freunden die Trauerbotschaft von seinem Tode. Dieser Tod riß eine große Lücke, aber hier galt und gilt das Schlußwort des „Requiem“:

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhn von ihrer Arbeit und ihre Werte folgen ihnen nach.“ G. v. Gtz.

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Hg.

11

„Hinter Schloß und Riegel gehört die Person! Bis zum Abtransport kommt sie mir nicht mehr über die Schwelle!“ schrie der Rasende ihnen nach. Dann sank er gebrochen auf einen Stuhl und wäre wohl die ganze Nacht

verzweifelt gesehen, wenn ihn die Gemahlin, die allein in diesem Aufruhr den Kopf oben behielt, nicht zu Bett gebracht hätte. Zuerst mußte sie ja die Uebeltäterin in ihre Zelle befördern.

„Das hast du dir selbst eingebrockt. O Gott, was werden wir noch alles zu hören bekommen! Das hält ja sein schwaches Herz nicht mehr aus. Er kann uns diese Nacht wegsterben oder vor Zorn irrsinnig werden!“ jammerte sie zwischen Erbarmen und Entrüstung. Gleichwohl zog sie den Zimmerschlüssel, der nach innen steckte, aus dem Schloß, nicht ahnend, daß diese Handlung, die den Stolz der Tochter weit mehr als die väterliche Beschimpfung verletzte, den Trotz der Abtrünnigen bis zur Unbeugbarkeit verhärtete konnte.

„Gib den Schlüssel her! Ich lasse mich nicht einsperren. Ich bin keine Verbrecherin!“ drang sie gleich einer Furie auf die entsetzte Mutter ein. Es gab einen kurzen, aber fürchterlichen Ringkampf, wie ihn die Wände noch nie erlebt hatten. Das Eisen entsank den Händen der Generalin und wurde von der Tochter triumphierend aufgehoben.

„Um Gottes Barmherzigkeit! Ist es dahin gekommen, daß du dich an deiner Mutter vergreifst?! Hast du denn ganz und gar vergessen, wo du hingehörst und was du uns schuldig bist?“

Von allen Schrecken des Daseins überwältigt, ließ die starke Frau sich erschüttert aufs Bett fallen. Allein auch dieser Appell an die Gefühle des Kindes verhallte wirkungslos. Wie hatte sich weitab auf die Fensterbrüstung gesetzt und lauschte dem nächtlichen Aufruhr, der die hundertjährigen Bäume wie Halme hin und her warf, bis auf die Wurzeln erheben machte. Das war gleich Orgelton und Sturmglodenklang — die rechte Musik für das Ohr der Rebellin.

„Wohin soll ich denn abtransportiert werden?“ rief sie höhnisch. „Bildet euch nur nicht ein, daß ihr mit Gewalt etwas ausrichten könnt. Ob morgen oder in einem Jahre — wir kommen doch wieder zusammen! Ich sagte dir schon damals, daß ihr mit Gewalt nie etwas ausrichten könnt. Ob morgen oder in einem Jahre, wir kommen doch wieder zusammen! Ich sagte dir schon damals, daß ich nicht von ihm lasse!“

Sie hatte nicht die mindeste Angst mehr vor der Mutter, die ihrerseits noch einen letzten Einschüchterungsversuch machte, ehe sie ihre wahre Aufgabe erkannte. Ob Wie denn nicht ahne, was ihr bevorstehe? Eher werde der Vater sie in ein Erziehungsheim sperren, wo sie auf Schritt und Tritt bewacht sei ehe er zulasse, daß seine Tochter Beziehungen zu einem verheirateten Musikanten unterhalte. Aber noch weit schlimmere Dinge konnten ihr widerfahren, falls sie sich nicht augenblicklich auf Pflicht und Anstand besinne.

Die verzweifelte Mahnerin merkte selbst, wie töricht diese Drohungen waren. Wie trat verächtlich lächelnd, eine völlig verwandelte, um Jahre Gereifte an die Mutter heran, der sie nur bis an die Schulter reichte.

„Ach Gott, Mama! Er wird mich weder totschlagen noch an Ketten legen. Bis heute hab ich mich vor ihm gefürchtet, jetzt nicht mehr. Was tu ich denn Böses? Ich liebe einen Menschen wie nichts auf der Welt. Warum? Zu welchem Ende? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich lieber alles andere als ihn verlieren würde. Was ich in all den Wochen, bei den erbärmlichen Schlichen, dem fortwährenden Versteckspiel durchgemacht habe, durfte ich dich ja nicht merken lassen. Raun eine Nacht habe ich mehr ruhig geschlafen. Immer zitterte ich vor diesem Augenblick der Entdeckung. Jetzt ist er da. Jetzt wißt ihr alles.“ Dann erhob sie ihre Stimme, damit es auch der Wüterich drunten hören sollte: „Ich will mit dem „Musikanten“ gehen und er mit mir! Weder ihr noch seine Frau — niemand hat die Macht, das zu verhindern!“